

Florian Aicher
Hermann Kaufmann

in Zusammenarbeit mit Wolfgang Huß
und Manfred Stieglmeier

Belebte Substanz Umgebaute Bauernhäuser im Bregenzerwald













Wenn wir von alten Häusern sprechen, ist von Bausubstanz die Rede – ganz so, als sei diese Substanz ohne unser Zutun gegeben. Demgegenüber vertreten die Autoren die Auffassung, dass Häuser erst durch unseren Umgang mit ihnen Bedeutung gewinnen. In besonderem Maß gilt das für umgebaute Bauernhäuser; ihre Geschichte und ihr Potenzial werden gegenwärtig, ihr Ort wird zum Kulturraum, ihre stoffliche Präsenz zum sinnlichen Erlebnis. Aus Bausubstanz wird: belebte Substanz. Damit ist ein Verständnis von Baukultur benannt, das weit über die hier vorgestellten Bauten hinausweist.

Inhalt

- 10 Der Bregenzerwald
Florian Aicher
- 12 Versuch über den Lebensraum Bauernhaus
Florian Aicher, Hermann Kaufmann
- 22 Ratschläge für den, der ein Wälderhaus umbaut
Hermann Kaufmann
- 24 Kultivierung der Landschaft
Hermann Hagspiel
- 30 Energetisch-thermische Sanierung
Erich Reiner
- 36 17 Projekte
Florian Aicher
- 162 Projektübersicht
- 164 Glossar
Florian Aicher, Wolfgang Huß, Manfred Stieglmeier
- 194 Verzeichnis der Glossar-begriffe

Anhang

- 196 Viten
- 198 Literatur
- 200 Abbildungsnachweis, Dank, Impressum

Blühende Landschaft – eigentlich braucht's nicht viel, um zu verstehen, was damit gemeint ist. Die Entfaltung des Lebenskreislaufs mit der Blüte als Vorstufe der Frucht; die Landschaft als ein zusammenhängendes Ganzes; insgesamt etwas, das als belebend empfunden wird und: als schön. Dabei ist der Begriff »blühende Landschaften« (Helmut Kohl, 1990) in Misskredit geraten, zu arg ist er im Zusammenhang mit der Wiedervereinigung Deutschlands strapaziert worden. Kann man da noch von blühender Landschaft reden?

Wer den Bregenzerwald bereist, wird das bejahen! Die ausgewogene Landschaftsformation, das Zusammenspiel von wilder und bestellter Natur, die wohlentwickelte Handwerkskultur, das stimmige Bauen zwischen Konvention und Aufbruch, die kultivierte Gastlichkeit und vieles mehr sprechen dafür. Doch es erstaunen die Lebhaftigkeit, mit der dies im Alltag immer wieder geschaffen wird, der heute selten gewordene Schwung auch im Einzelnen.

Der Zauber des Bregenzerwaldes – bestaunt, verklärt, hinterfragt. Handelt es sich um ein Rätsel oder vielmehr um einen Raum, begrenzt, der Eigenes sichert und Begegnungen fordert, hinaus und herein? Ein Dazwischen, ein Mittel-Ding?

Das beginnt mit seiner Lage zwischen der Ebene Oberschwabens und dem Hauptmassiv der Alpen; für Geologen noch nicht alpin, ist er für Laien ein Bergland – flach und rund im Nordwesten, steil und schroff im Südosten. Dazwischen stufenartige Talebenen, durchzogen von der Bregenzer Ache als Hauptfluss, der zum Rhein entwässert. So berührt die Talschaft am östlichen Ende mit der europäischen Wasserscheide die Grenze zwischen West- und Osteuropa, am westlichen Ende zur Schweiz hin die Grenze zwischen vernunft- und sinnenbetonter Kultur.

Auch die Besiedlung vollzog sich zweigeteilt: Von Nordwesten, vom Kloster Mehrerau am Bodensee, wird die Besiedlung ab dem 12. Jahrhundert vorangetrieben; wenig später und unabhängig davon erfolgt die Besiedlung über die Höhen im Süden durch die Walsen (→S. 173). Im hinteren Bregenzerwald begegnen sich beide Bewegungen, ein mittelalterlicher Verkehrsknoten entsteht: Der Weg vom Bodensee ins Lechtal kreuzt die Säumerwege (→S. 172) vom Allgäu ins obere Rheintal. Die Vitalität der Gegend lässt sich heute nur noch erahnen – etwa in Au, einem Zentrum der Reformation im 16. Jahrhundert, die durch gewaltsame Vertreibungen ein Ende findet. Die Loslösung der Bevölkerung aus der Abhängigkeit von fremden Feudalherren führt zur Selbstverwaltung der »freien Bauernrepublik«. Wie viel davon Legende, wie viel Wirklichkeit ist: ein Ringen um Grenzen zeigt es allemal – Not, materielle wie soziale, war hier immer ein Movens. In dieser Tradition steht auch der bis heute allgegenwärtige Dichter des Tales, Franz Michael Felder (1839–1869), der im 19. Jahrhundert die Bauern bei ihrem Kampf gegen die »Käsebarone« begleitete.

Mit dem Jahr 1657 hebt im Hinterwald an, was eine typische Wälder Grenzüberschreitung genannt werden kann: In diesem Jahr begründet der Baumeister Michael Beer nach vielen Wanderjahren die Auer Zunft, eine Gemeinschaft von Bauleuten und Architekten, die zwei Jahrhunderte lang den barocken Sakralbau vorwiegend im alemannischen Sprachraum maßgeblich prägen wird. Weltarchitektur aus einem Dorf! Dies trägt zur Verbesserung der wirtschaftlichen Lage bei und bereichert die Talschaft auch kulturell.

Der Bregenzerwald

Florian Aicher

Offensichtlich liegt den Menschen hier das Bauen. 1649 verlegt der Bezauer Johann Wilhelm seine zweibändige *Architectura civilis*, für die folgenden 100 Jahre ein Standardwerk der Holzbaukunst.

Mit der bürgerlichen Revolution geht die Hochzeit barocken Kirchenbaus zu Ende und mit ihm die Auer Zunft. Doch das Erbe der Wanderschaft bleibt. Die Erträge bäuerlichen Wirtschaftens steigen ab dem 18. Jahrhundert durch die Verbreitung der Fettkäsereien und durch Strukturreformen – in der Folge löst ein Boom bäuerlichen Bauens im Tal das Bauen jenseits der Grenzen ab. Das Bregenzerwälderhaus entwickelt sich weiter, im vorderen Bregenzerwald entstehen regelrechte »Bauernpaläste«.

Da zeigt sich, was hier seit Langem und bis heute gelebt wird: Emsigkeit und Neugier, die über die Grenzen hinaustreibt und Bindung, die wieder heimführt. Wie eng diese Bewegung der Baukultur verwandt ist, beschreibt der norwegische Architekturtheoretiker Christian Norberg-Schulz (1926–2000) so: »Architektur entsteht aus der Dialektik von Weggang und Rückkehr.«¹

Bemerkenswert ist nicht nur die schiere Vergrößerung der Bauernhäuser, sondern auch die Entfaltung gestalterischer Qualität. Das zeigt sich besonders im Innern dieser Häuser, in der Einrichtung der Stuben. Es entwickelt sich eine regelrechte Möbelbranche, die ergänzt wird durch feine und überregional begehrte Textilien, die ab Mitte des 19. Jahrhunderts in Heimarbeit hergestellt werden.

Wie staunen die Reiseschriftsteller zur Zeit des beginnenden Tourismus über dieses Land. Als »eines der reizendsten Gelände Süddeutschlands eine Landschaft mit Viehzucht, ein schönes mattenreiches, von lichten Hainen durchzogenes Tal« preist es Ludwig Steub (1812–1888), einem »abgeschlossenen Park« ähnlich, dem »nichts Düsteres« anhafte. Da hat er wohl von den Höhen Schwarzenbergs oder Hittis aus in die weite Senke der Andelsbucher Ebene hinabgesehen. Zur selben Zeit nennt Kreishauptmann Ebner den obersten Talabschluss ein »sibirisches Exil«. Was freilich für einen anderen Tourismus zur Attraktion zu werden verspricht; immerhin wurde im Bregenzerwald 1907 der Skilift erfunden.

Die politischen Wirrnisse des 20. Jahrhunderts untergraben die weitere Entwicklung der Talschaft. Bis in die 1970er-Jahre dominieren hier die Landwirtschaft und das damit verbundene Handwerk, dazu kommt bescheidener Fremdenverkehr. Diese relative Notlage mag einer der Gründe sein, dass ab den 1980er-Jahren wieder ein Aufbruch einsetzt – einmal mehr getragen vom Bauen. Die Rede ist von der hiesigen Variante der Vorarlberger neuen Architektur.

Diese steht im Kontext der Protestbewegungen ihrer Zeit gegen die »alten Zöpfe« und richtet sich entschieden gegen der Ausverkauf der eigenen Kultur an Fremdenverkehrsbauten im vermeintlich folkloristischen Jodelstil. Lokale Ressourcen und Traditionen werden dem entgegengesetzt – der Baustoff Holz, die Geradlinigkeit anonymen bäuerlichen Bauens, das hohe Niveau handwerklicher Fertigkeiten. Wie schwer es diese Bewegung anfangs hat, belegen die vielen Schmähungen der neuen Bauten als »Stadel«, bestenfalls fürs Vieh geeignet. All das ist heute vergessen.

Da hat sich wieder die »Dialektik von Weggang und Rückkehr« geltend gemacht: Mancher Spross einer Handwerkerfamilie studiert in der Ferne Architektur, doch im Gegensatz zu früher, als

diese Leute für ihre Heimat meist verloren waren, kehren zahlreiche Vorarlberger aus der Großstadt zurück und bringen – wie einst die Barockbaumeister – kulturelle Standards auf Höhe der Zeit mit. Bekanntschaften und persönliche Begegnungen bewirken, dass sich die neue Architektur in enger Verbindung mit dem neuen Handwerk, mit Kulturprogrammen, Gastronomie, Tourismus und nicht zuletzt der Lebensmittelerzeugung entfaltet. Nähe wird produktiv. Schließlich wirkt der EU-Beitritt am Ende des letzten Jahrhunderts als Katalysator, wird er von den politisch Verantwortlichen doch als Aufforderung verstanden, sich neu aufzustellen.

Innerhalb eines dritten Jahrhunderts vollzieht sich der Wandel vom Land des billigen Urlaubs für einfache Leute zur bewunderten Kulturlandschaft. Wie 100 Jahre zuvor schätzen Reisende heute den Bregenzerwald und seine Entwicklung, die auf der Kultivierung eigener Ressourcen fußt – dem aufmerksamen, aufgeweckten Umgang mit dem Bestand; selbstbewusst, ohne sich selbst zu zitieren; keinem Trend folgend, sondern ihn selbst setzend; eigenes Wissen nutzend, das Zeit zur Reife hatte – eigen + sinnig. Wenig verwunderlich, dass diese Modernisierung die Verachtung des Bestands nicht nötig hat, ist doch das Zusammenspiel von Neu und Alt eine ihrer wichtigsten Grundlagen.

Der Bestand, das sind die alten Bauten, überwiegend Bauernhäuser. Sie prägen die Identität, indem sie Kontinuität anschaulich machen, die dem Neuen erst Sinn gibt; sie prägen die Kulturlandschaft als eine bäuerlich-handwerkliche; die wiederum ist als Landschaft grundlegend geprägt von der Natur. Wie Neu und Alt, so spielen Kultur und Natur ineinander. Ein Gleichgewicht, das durch einseitige Dominanz gefährdet wäre. Was ja auch die neue Architektur auszeichnet: weder unter eine Käseglocke gestellt, noch rasender Neuerungssucht verfallen. Nicht Stillstand, sondern ein Fließgleichgewicht. Im Bregenzerwälderhaus findet diese Dialektik ein starkes Bild.

Diese Bauernhäuser sind keine Klischees. Ihre Strukturen erlauben es, sie für heutige Bedürfnisse zu nutzen und dabei außerordentliche Qualitäten zu entfalten. Die heutige Kunst des Weiterbaus zeigt: Zeitgemäßer Komfort ist in diesen Häusern möglich, der Beitrag zum Klimaschutz unbestritten, der emotionale Mehrwert kaum zu überbieten. Als gleichwertiger Beitrag, als Rückkoppelung und Vorbild gehören die umgebauten Bauernhäuser des Bregenzerwaldes zur Aufbruchbewegung in der Architektur.

Mit seiner Architektur haben der Bregenzerwald und Vorarlberg Weltrang; mit dem Werkraum Bregenzerwald (→S. 173) hat das Handwerk Maßstäbe in Europa gesetzt; der Bergkäse wird in europäischen Metropolen verkauft; die Konzerte im Wald werden von einem internationalen Publikum besucht. Doch nicht nur der Export, was nach außen dringt, zählt. Gerade die Vitalität der Binnenökonomie ist beachtlich und damit der Aufschwung, den die Region genommen hat. Auch das wird europaweit wahrgenommen als ein Modell für die Entwicklung der Regionen. Deren Kern ist Identität, die so weltoffen wie verwurzelt in der eigenen Geschichte ist. Dafür gibt es ein starkes Bewusstsein, bildhaft geworden im Bregenzerwälderhaus. Nicht als stillgestelltes Museumsstück, sondern als Lebensraum für Menschen.

1 Christian Norberg-Schulz, *Genius loci*, Stuttgart 1982, S. 170

Versuch über den Lebensraum Bauernhaus

Florian Aicher, Hermann Kaufmann

»Wenn es Wirklichkeitssinn gibt«, sinniert der Mann ohne Eigenschaften im gleichnamigen Roman von Robert Musil (1922), »muß es auch Möglichkeitssinn geben«.¹ Dieser Kernsatz der österreichischen literarischen Moderne nimmt die Welt nach dem Habsburgerreich in den Blick, eine erste kritische Sicht auf die klassische Moderne inbegriffen. Was die Welt sei, ist fragwürdig geworden, Gewissheiten sind dahin, nicht zuletzt, was vernünftig schien. Der Welt des wissenschaftlich-technisch Faktischen stellt er eine andere Welt zur Seite, die gleichermaßen Gültigkeit hat – eine Welt der Fantasie, des Spiels, des Lebens. Eine Sicht, die Musil mit seinem Zeitgenossen und ebenfalls einer Leitfigur der Wiener Moderne, dem Philosophen Ludwig Wittgenstein, teilt, der sie radikalisiert, indem er dieser anderen Welt Priorität einräumt².

Mit Wittgenstein teilt der »Mann ohne Eigenschaften« großes Interesse an Bauen und Architektur. Architektur kommt in diesem Werk nicht nur reichlich zur Sprache. Es ist das Bauen, anhand dessen die beiden Kernbegriffe gedeutet werden: Wirklichkeitssinn und Möglichkeitssinn. Wo Musil von Wirklichkeitssinn spricht, empfiehlt er, beim Wechsel von einem Raum zum anderen auf die Türpfosten zu achten. Wo vom Möglichkeitssinn die Rede ist, lautet dessen konkreteste Deutung: Bauwille. Dieser probiert die Möglichkeiten aus, die wirklich werden könnten. Wirklich und möglich, beides ist Bauen.

Doch stehen die zwei Begriffe nicht nebeneinander, gar gegeneinander. »Es ist die Wirklichkeit, welche die Möglichkeiten weckt«, »Ideen ... sind nichts als noch nicht geborene Wirklichkeiten.« Eins spielt ins andere, und es ist der Mensch, der daran mitwirkt, Neues ermöglicht, Möglichkeiten wirklich werden lässt – »er erweckt sie«³. Eigentlich wissen wir das ja: War es nicht schon so, als wir, noch ganz jung, unsere ersten Hütten und Burgen bauten? Das Moos im Unterholz wurde zu einem behaglichen Wohnraum, die Urhütte entstand aus Kartons. Und doch: Wie fern ist, was so ursprünglich scheint.

Ist heute, angesichts durchgestalteter Perfektion von Architektur und Design, eine so lebendige Idee vom Bauen überhaupt noch denkbar?

Hausverstand

Dass der Bau und das Bauen nicht nur Wirklichkeit, sondern auch Möglichkeit sind, bildet mitunter grundlegende Lebenserfahrung. Ein Beispiel: Sie entfaltet sich in dem, was ein Bub von Kindesbeinen an erlebt, als Junge erlernt und als ausgebildeter Architekt zur Reife bringt. Aufwachsen ist er in einem Bregenzerwälder Bauernhaus, das der Großvater einst erworben und in dessen Wirtschaftsteil dieser eine Zimmererwerkstatt eröffnet hatte, die der Vater später erweiterte. Eine Familie wird gegründet, worauf die Großeltern ins Obergeschoss ziehen. Ein Onkel betreibt für einige Jahre ein Architekturbüro unterm Dach, gemeinsame Projekte von Vater und Onkel ergeben sich, darunter die Erweiterung der elterlichen Wohnung. Ein Haus voller Umtrieb, Leben, Arbeiten, Denken, ständigem Bauen. Aufregend, anregend ist das – so sehr, dass der Bub sich demselben Geschäft verschreibt.

Als junger Architekt erweitert er die Werkstatt, die mittlerweile der Bruder führt und erregt einiges Aufsehen damit. Ganz unaufgeregt hingegen baut er die Wohnung um. Die junge Familie des Bruders wächst, braucht Platz und neue Räume, Büros werden nötig. Die Brüder gehen eigene Wege mit Wohnung und Arbeit auswärts. Und wieder ziehen Kinder aus, mit einem Mal ist das Haus viel zu groß, und wieder stellt sich die Frage: Was tun? Umbauen, aber wie? Andere werden Antworten finden – möglich ist vieles. Das ist Hauserfahrung, die Lebenserfahrung ist und Grundlage dessen, was man hier Hausverstand nennt. Anderswo sagt man zu Letzterem gesunder Menschenverstand. Im Bregenzerwald hört man jenes Wort immer wieder, das Verstand und Haus und Bauen verbindet.

Dieser Hausverstand entfaltet sich in einem zeitlichen Raum, unzerteilt in Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft – ein Kontinuum. Und er entfaltet sich in einem Raum gegenständlicher Beziehungen – ein Kontext. Wie jeder Raum ist er durch Grenzen bestimmt, die erst Überschreitungen ermöglichen; ein Kontext, der durch die Beziehung leiblicher Dinge gegeben ist. Ein wirklicher Raum, in dem diese Beziehungen wirken. »Allein intensive Beziehungen machen die Dinge erst wirklich«, so formuliert es der Philosoph Byung Chul Han.⁴ Zeit und Raum, Dinge und Tun: ein Raum des Gebrauchs, ganz alltäglich.

In seiner *Poetik des Raumes* (1957) führt der französische Philosoph Gaston Bachelard aus, »daß man das Haus recht eigentlich erst durch die kleinen Arbeiten erbaut, die zu seiner Erhaltung nötig sind, daß es erst dadurch seine ganze Wesensklarheit erhält ... Häusliche Tätigkeit ... verbindet im Haus die nahe Vergangenheit mit der nahen Zukunft, sie bewahrt ihm die Sicherheit seines Seins.«⁵ In solcher Weise zu wohnen entfaltet einen Lebensraum, der über Nützlichkeiten und Zwecke hinausgeht, der Potenziale weckt.

Zentrum dieses Erfahrungsraums ist das Wohnhaus. Noch immer ist Wohnen der Urgrund des Bauens. Mit Martin Heidegger gar noch mehr: »Die Weise, nach der wir Menschen auf der Erde sind, ... ist das Wohnen.«⁶ Wir, leibliche Wesen, sind für Heidegger »auf der Erde, unter dem Himmel, vor den Göttlichen«, »als Sterbliche«. Gelingt das Dasein in diesem Geviert, dann wohnen wir – und bauen. »Wir wohnen nicht, weil wir gebaut haben, sondern wir bauen, ... insofern wir wohnen.«⁷ Wohnen in Heideggers grundlegendem Sinn baut, wirkt in Raum und Zeit. Das Gebaute ist in dieser Hinsicht nie nur Ergebnis bloßer Notwendigkeit, auch nicht reine Repräsentation; es ist nicht bloßes Objekt, sondern Geschehen.

Bäuerliches Leben

Meint »Daheim« so einen Raum? Das Wort verweist auf »Heim, Heimat«, und damit wird in der Dreistufenwirtschaft (→S. 170), wie sie mit Vorsäß und der Alp im Bregenzerwald immer noch gebräuchlich ist, die Hofstatt im Tal bezeichnet. Das war der eigentliche »Hof«, Ort des sozialen Lebens und Heim für Mensch und Tier während der unwirtlichen Jahreszeiten, bevor im Sommer die Alp und die große Freiheit riefen. Schon das zeigt: Bäuerliches Wohnen ist hier in Bewegung.

Doch auch das Haus selbst ist im bäuerlichen Alltag nie fertig, ist einem ständigen Wandel von An-, Um- und Abbauten unterworfen. Schon die Merkwürdigkeit, ein Haus mit einem einzigen First einen Hof zu nennen, zeigt: Da hat sich etwas entwickelt. Tatsächlich ist es aus mehreren Gebäuden zusammengewachsen. Ob diese gar weitere Strecken zurücklegten, indem sie – wie es hier Brauch ist – ab- und andernorts wieder aufgebaut wurden, als das Tal nach und nach besiedelt wurde, muss offen bleiben. Die Entwicklung über ein Jahrtausend hinweg, die Ausdifferenzierung nach Wirtschaftsform und Region⁸ in den vergangenen Jahrhunderten verbieten es, von »dem« Bauernhaus zu sprechen. Immer wurde gebaut – pragmatisch, sparsam, sorgfältig. Gewiss war nur der Wandel. Eine ausgesprochene Blüte erlebte bäuerliches Bauen im 19. Jahrhundert.

Die fand ihren entschiedensten Ausdruck in der Entwicklung der Stube – als beheizter, rauchfreier Raum, gelegentlich als eigentlicher Beitrag des alpinen Bauens zur Kultur des Wohnens bezeichnet. Nachdem dieser Standard einmal erreicht war (ungefähr zu Beginn des 16. Jahrhunderts), entwickelte sich eine Einrichtungskultur, die ein Reiseschriftsteller im 19. Jahrhundert als »stattliche Häuslichkeit, reinlich und sparsam, ohne Abneigung gegen erlaubten Schmuck«⁹ aus dem Üblichen hervorhob. Die Helligkeit der Stube, ihr Schmuck mit zartem, weißem Tuch, ihre Ausstattung mit stilvollen, fein gearbeiteten Möbeln zeigt die ungewöhnliche Handwerkskultur und eine Besonderheit dieser Gegend.

1 Robert Musil, *Der Mann ohne Eigenschaften*, Köln 2013, S. 19 (1922)

2 So Ludwig Wittgenstein in seinem *Tractatus logico-philosophicus* (London 1922). Einige Jahre danach (1926–1928) beschäftigt er sich zusammen mit dem Architekten Paul Engelmann mit der Planung des Hauses seiner Schwester in der Wiener Kundmannngasse, bekannt geworden als Wittgenstein-Haus.

3 Musil (wie Anm. 1), S. 20

4 Byung-Chul Han, *Duft der Zeit*, Bielefeld 2014, S. 52
Der aus Südkorea stammende und an der Universität der Künste in Berlin lehrende Philosoph ergänzt: »Beziehung und Nähe«. Und führt, Marcel Proust zitierend, aus: »Was wir Wirklichkeit nennen, ist eine bestimmte Beziehung zwischen Empfindungen und Erinnerungen, die uns gleichzeitig umgeben.« Der Duft einer blühenden Weißdornhecke, der Geschmack einer in Tee getunkten Madeleine sind Beispiele solch wirklicher Nähe.

5 Gaston Bachelard, *Poetik des Raumes*, München 1960, S. 97, 98 (1957)

6 Martin Heidegger, »Bauen Wohnen Denken« in: *Vorträge und Aufsätze*, Pfullingen 1954, S. 147

7 ebenda, S. 149

8 Thomas Mennel, Klaus Pfeifer, »Betrachtung zur Vorarlberger Hauslandschaft« in: Bezirk Oberbayern (Hg.), *Auf den Spuren der Volksmusikpflege in Vorarlberg und im Appenzeller Land*, München 2001, S. 122–140
Ernst Hiesmayr, *Eine neue Tradition*, Dornbirn 1995

9 Ludwig Steub, *Streifzüge durch Vorarlberg*, München 1908, S. 19 u. 24 (1839)



Die Lage im Gelände, die Umnutzung des alten Stadels, die Ergänzung durch den erneuerten Wohnteil: Beim Umbau des Bauernhauses gab nichts Anlass für eine Verbesserung. Ein Detail wie der ins Dach eingreifende Wintergarten zeigt die Zeit der Entstehung: das Erwachen ökologischen Bauens in den 1980er-Jahren. Haus Nußbaumer, Lingenau, Architekt: Helmut Dietrich, ab 1985

Hausbau und Einrichtung hängen hier eng zusammen, bilden eine Einheit. Ist die Vertäferung Hausbau oder Möbelbau, ist die eingepasste, die Bewegungen im Raum mitvollziehende Kredenz Möbel oder Architektur? Was heute als Zimmerer- und Schreinerwerk streng geschieden wird, ist hier eng aufeinander bezogen. Das Bauwerk, das Platz einräumt, und die Dinge, die täglich zur Hand sind; große Konstruktion und naheliegend Geschmücktes – all das kam lange Zeit aus einer Hand. Kaum vorstellbar, dass die zahllosen Kanapees des Landes, heute gesuchte Sammlerobjekte, an langen bäuerlichen Winterabenden entstanden sind, dass der textile Schmuck der Stube hier geknüpft wurde.

Der Weg vom Hausbau zur Einrichtung, vom Zimmerer zum Schreiner, ist einer der Verfeinerung. Kunstfertig gemacht ist, was täglich zur Hand genommen wird, und das wirkt zurück aufs Haus als Ganzes. Verfeinerung nicht nur im Hinblick auf das Handwerk, sondern auf die Zeit, die Reife gestattet und Reichtum der Gestalt. »Die Zeit ist freundlich zu den Dingen, aber unfreundlich zu den Menschen«, sagt ein Sprichwort aus Japan, aus einer Kultur der Dinge von höchsten Graden. Nicht um Kunst geht es hier, denn Schöpfung aus dem Nichts ist kein Thema, um Lifestyle-Design schon gar nicht, am ehesten wohl: um Architektur.

Die ist hier im Alltag verankert, dem Nützlichen, Beständigen und Schönen gleichermaßen verpflichtet, ins tägliche Tun gebunden, seit Langem: Erfahrung vieler Generationen. Das gibt Sicherheit in Geschmacksfragen – gewiss eine Grundlage der Blüte, die das Architekturschaffen der vergangenen Jahrzehnte in Vorarlberg und im Bregenzerwald auszeichnet.¹⁰

Ein anderer Umbau, ebenfalls aus den 1980ern. Mehrere Generationen unter einem Dach unterzubringen und Licht ins Haus zu holen, lautete der Auftrag an den Architekten. Die ausgetüftelte Treppenführung steht für eine Zeit des Aufbruchs mit intensiver Suche nach neuen Wegen. Haus Geser, Egg, Architekt: Hermann Kaufmann, ab 1987



Variationen einer Architekturaufgabe

Unstrittig ist, dass die Blütezeit der Vorarlberger Architektur, die Ende der 1970er-Jahre anbrach, von der Aufmerksamkeit für regionale Alltagsarchitektur¹¹ in Form und Stoff angeregt wurde. Es ist nur logisch, dass diese Hinwendung sich bald der Bauten selbst annahm. Dass ein Bautyp, der sich selbst in ständigem Wandel gebildet hat, zu Um- und Weiterbauen geradezu herausfordert, liegt auf der Hand.

Ein frühes Beispiel eines solchen Umbaus im Bregenzerwald ist das Haus Nußbaumer in Lingenau. 1983 begann der Noch-Student Helmut Dietrich (heute Büro Dietrich Untertrifaller) mit der Planung. Der Bau sorgte für große Aufregung wegen seiner Holzfassade, galt doch Holz als bestenfalls des Baus einer Hundehütte würdig. Der neue Wohnteil in Form und Proportionen des Vorgängers ergänzt den Wirtschaftsteil als ein betont struktureller Holzbau. »Da haben wir gelernt, wie gut Ordnung tut«, erinnert sich Dietrich. In Schritten umgesetzt, ist das Haus seit dem Bezug 1988 unverändert.

Ein Umbau aus diesen Tagen ist auch das Haus Geser in Egg aus der Mitte der 1980er-Jahre. Die Notwendigkeit, eine junge Familie mit den Eltern konfliktfrei unter ein Dach zu bringen, begründet manche Raumexperimente – ein Treppenhaus als Lichtraum, ein Dachgeschossausbau mit Galerie. Richtungsweisend sind auch Innenausbau und Möbel. Mancher Entwurf geht wenig später als Möbel des Werkraums Bregenzerwald (→S. 173) auf Ausstellungstour und legt vom neuen Handwerk Zeugnis ab.

Ab Mitte der 1970er-Jahre war der Bregenzerwald Mittelpunkt des Schaffens von Roland Gnaiger. Rückhalt für sein einflussreiches Wirken bildete auch ein Bauernhaus in Doren, dessen Platzreserve es erlaubte, über Jahre Raum um Raum zum Wohn- und zeitweisen Bürositz umzubauen – ein noch immer offener Prozess.

Die Beispiele machen einen Kern dieser Bauaufgabe klar: eine brauchbare Substanz mit den jeweils aktuellen Standards in Einklang zu bringen. Als Hauptprobleme stellen sich die geringe Höhe der alten Wohnräume, die mäßige Qualität der Außenwände und die mangelhafte Belichtung der Gebäudemitte dar. Energetischen und Belichtungsmängeln rückte man in dieser frühen Zeit gern mit einem neuen Element auf den Leib: dem Wintergarten. Dem Rückbezug aufs Holz kommt das entgegen: Eng gestellte, rhythmisch gegliederte, lineare Elemente betonen Strukturen, strukturiert ist auch die räumliche Gruppierung. Typisches Merkmal der 1980er-Jahre ist das Kreissegment – in Fassade wie im Grundriss –, es ist Verbindung und Kontrast zugleich. Seit Mitte der 1990er-Jahre hat sich das Bild gewandelt: Eine neue Architekturauffassung betont Volumen und Flächen, im Innenausbau beginnt die Hochzeit fugenlos hergestellter Wandflächen aus Weißtanne, monolithisch eingesetzt statt untergliedert. Zurzeit werden die Formen plastischer.

Häuser, die vieles können

Ein strukturalistischer Geist weht durch die frühen Projekte. Da mag eine Persönlichkeit wie Eckhard Schulze-Fielitz (Architekt; aktiv im Kreis der Utopisten der 1960er-Jahre zu Themen wie Raumstruktur, Raumstadt, Megastruktur; seit Anfang der 1970er-Jahre in Bregenz tätig) befruchtend gewirkt haben, oder auch direkte Kontakte in die Niederlande, wie sie Roland Gnaiger pflegte. Sichtbar wird dieser Geist auch in deutlich strukturierten Räumen etwa bei Helmut Dietrich oder in der Betonung der konstruktiven Struktur bei Hermann Kaufmann. Ermöglicht freilich wird dies durch das Bregenzerwälderhaus selbst, das sich als eine Struktur vielfältiger Elemente unter einem Dach lesen lässt: Wohnhaus, Stall, dazwischen Tenne (»Hof«), Stube; Wand- und Deckentäfer, Fenster, Sprossen. Vorherrschende geometrische Figur ist das Quadrat. Spürbar ist Struktur, Ordnung der Elemente; die muss nicht aufeinander abgestimmt sein, und doch spielt alles ineinander. Das lädt zum Kombinieren streng geordneter Teile ein, ergibt Variationen, wodurch – mit der Schriftstellerin Sibylle Lewitscharoff zu sprechen – es gelingt, »Objekte in einen näheren Zusammenhang zu bringen und damit ihre Wirkmacht zu steigern«.

Es sind Strukturen, die Beziehungen ermöglichen. Roland Rainer, auch er eine prägende Figur der Bregenzerwälder Architektenszene jener Zeit – zahlreiche heute wirkende Architekten der Region studierten in der von ihm geleiteten Meisterschule für Architektur an der Akademie der Bildenden Künste in Wien –, ist vor einem halben Jahrhundert in einer Untersuchung über Burgenländische Dörfer diesem Zusammenhang nachgegangen.¹³ Von der »selbstverständlichen Beziehung des Bewohners zur Form des Hauses« ist da die Rede, von der Selbstverständlichkeit, »wie Handwerker früher Architekturformen ihrer Zeit selbständig, naiv, aber handwerklich überzeugend gestaltet, mit sicherem Gefühl verwenden«. Entscheidend ist die Beziehung des Bewohners zum Haus. »Zu dieser persönlichen Beziehung zu seinem Haus gehören Maßstäbe der Bauten und vor allem absolute Maße, die es gestatten, das Haus buchstäblich noch ›in der Hand‹ zu haben.« So entsteht Verlässlichkeit, Bindung durch Regeln, die freilich keine abstrakten sind. »Alle wesentlichen Gestaltungselemente

10 »Nun haben die Menschen ... das Bedürfnis, etwas Bleibendes zustande zu bringen, ... das auch die Wertschätzung kommender Generationen erfährt. Das ist ... der Antrieb für den Hausbau ... An Strukturen, die im Generationenrhythmus entsorgt werden, kann sich keine Erinnerung knüpfen ... Es gilt unbedingt zu berücksichtigen, dass ein neuer Eingriff Teil eines Kontinuums baulicher, die Gesellschaft verkörpernder Ablagerung ist. Aldo Rossi hat das ›Permanenz‹ genannt.« Aus: Hans Kollhoff, *Architektur: Schein und Wirklichkeit*, Springe 2014, S. 9

11 Regionale Architektur ist ein umstrittener Begriff. Wesentliche Anforderungen einer handlungsorientierten Definition beschreibt Gion Caminadas Diktum vom »nützlichen Gelände für eine sinnvolle Architektur« (in: *Hochparterre*, 10/2014, S. 30) – der Rest ist Theorie.

12 Sibylle Lewitscharoff, Friedrich Meckseper, *Pong redivivus*, Berlin 2013, S. 57

13 Roland Rainer, »Maßstab und Ordnung«, in: *Anonymes Bauen: Nordburgenland, Salzburg 1961*

Nicht nur Wohnen, auch das Gewerbe findet im alten Bauernhaus einen inspirierenden Raum. Ein frühes Beispiel ist das Fotostudio Hiller in Bezau, Architekt: Leopold Kaufmann, 1963.



Über ein halbes Jahrhundert später: Das Kaufhaus ediths in Bizau, Architekt: Bernd Frick, 2006



und Ordnungsgesetze sind unmittelbar aus den Lebensvorgängen abgeleitet.«¹⁴

Dass in diesem Wechselverhältnis die Qualitäten anonymer Gestaltung begründet sind, darauf hat besonders Ernst Hiesmayr – Hochschullehrer an der TU Wien mit familiärer Bindung in den Bregenzerwald und scharfsinniger Beobachter des dortigen Alltagsbaus – aufmerksam gemacht¹⁵. Eine Gestaltung, der individuelle Selbstverwirklichung fremd ist, ohne dass sie deshalb den persönlichen Ausdruck verneinen muss. Sie entfaltet sich in dem, was sie vorfindet. Friedrich Kurrent hat das dualistisch¹⁶ genannt. Hiesmayrs Insistieren, das der Strenge und dem Zwingenden anonymer Bauten verpflichtet bleibt, sah darin jedoch immer eine ganz eigene Großzügigkeit, ja Noblesse und Eleganz – etwas, das er im den anonymen Gestaltungen der Region immer wieder fand. Von ähnlichem Geist, so Hiesmayr, sei die Ausdruckskraft der örtlichen Tracht.

Diese selbstverständliche Beziehung fußt auf Elementen und Gesetzen – und gewährt so erst Freiheiten. Bedingungsloses Festhalten an Vorgegebenem ist weder angemessen noch ergibt es Sinn. Das Bauernhaus, selbst immer ein Gefüge aus Wohnen und Produktion, legt die Integration neuer Betriebsarten nahe, ob in Form von Büro-, Atelier- oder Therapieräumen. Die neuen Medien mit weniger Schallbelastung und geringerem Verkehrsaufkommen sind dieser Entwicklung förderlich.

Gelegentlich wird die wirtschaftliche Nutzung die beherrschende. Beispiele sind das Fotogeschäft Hiller in Bezau nach Plänen von Leopold Kaufmann (1963) oder das Kaufhaus ediths in Bizau nach Plänen von Bernd Frick (2008).

Etwas Besonderes ist das Gasthaus, und doch gehört es hierher. Einem historischen Gasthaus war immer eine Landwirtschaft angegliedert, außerdem war Gastlichkeit noch vor einem halben Jahrhundert fester Bestandteil bäuerlichen Lebens, ja, Gasträume waren in nicht wenigen Bauernhäusern zu finden. Das alte Gasthaus gehört also zum Bautyp Bauernhaus. Umbauten solcher Gasthäuser nehmen in der Entwicklung dieser Bauaufgabe demgemäß eine Vorbildrolle ein. Genannt seien der Adler in Schwarzenberg nach Plänen von Hermann Kaufmann (1990) oder die Krone in Hittisau, umgebaut von Bernardo Bader (2006). Wie Gasthaus, Geschäfte und Kultur unter einem Dach vereint werden, zeigt die Krone in Thal/Sulzberg von Gerhard Gruber (1999, 2007), die heute neben der Gastwirtschaft einen Saal, Musikübungsräume, eine Bank und einen Lebensmittelladen bietet.

Als Mittelpunkt einer Hauswirtschaft wurde das Bauernhaus meist von einer Familie betrieben, gelegentlich lebten hier



Von herausragender Eleganz: die Frauentracht des Bregenzerwaldes. Eine hohe Taille, die Konzentration der Farbe auf das Mieder vor dem sonst vorherrschenden Schwarz und die gerade Linie der gefältelten Juppe begründen die stolze Erscheinung, die Einflüsse spanischer Mode verrät.

Ein besonderer Fall: das Gasthaus.
Dem Bauernhaus entwachsen, wurde
manch eines schon früh ergänzt durch
Tanzsaal oder Laden. In Tal/Sulzberg
erweiterte die Gemeinde ab 1988 das
Gasthaus um Musikräume, Theater-
bühne und eine Bank. Gasthaus Krone,
Tal, Architekten: Roland Gnaiger und
Gerhard Gruber, ab 1988



auch andere Angehörige und Gesinde. Und so wird ein solches Haus heute vorwiegend durch eine und für eine Familie umgebaut. Seine Größe legt freilich weitere Nutzungen nahe, und das Einfamilienhaus kann zum Mehrgenerationenhaus werden. Eltern oder Junge bewohnen das Haus dann mit, soziale Synergien ergeben sich von selbst. Der Ausbau zum Mehrfamilienhaus ist nicht weit. Teile lassen sich als abgeschlossene Wohneinheiten vermieten. Zunehmend sind es Städter, die das Potenzial dieser Häuser entdecken – als Ferienort oder als festen Wohnsitz.

Insbesondere dort, wo ein Umfeld vorhanden ist, das städtischen Lebensformen nahekommt, gibt es einen deutlichen Nachfragedruck. Die Gemeinden des Bregenzerwaldes sind sich dessen wohl bewusst: Sind Infrastruktur der Versorgung, (öffentliche) Verkehrsanbindung und kulturelle Angebote vorhanden, so macht man sich hier keiner Sorgen um das schrumpfende Dorf. Vorbildliche Initiativen in dieser Richtung zeigt in den letzten Jahren das Beispiel Krumbach mit seiner Nachverdichtung der Ortsmitte. Gerade ein erweitertes Kulturverständnis generiert auch neue Einkommensmöglichkeiten. Eine Region wie der Bregenzerwald mit gerade mal 30.000 Einwohnern macht nicht nur kulturelle Angebote, die Gäste aus aller Welt anziehen; die Verpflichtung zu Qualitätserzeugnissen, ob in Handwerk oder Landwirtschaft, hat einen Ruf über die Grenzen begründet, neue Märkte erschlossen, aber auch eine Binnenökonomie entwickelt.

Ein Haus der beschriebenen Art trägt zur Belebung der Region bei. Nicht nur, dass sich in der weitergebauten Baukultur das Selbstverständnis einer Region ausdrückt, nicht nur, dass es für Architekten und Bauherren immer neue Herausforderungen bereithält – es belebt auch das soziale Leben auf eigene Art.

Insbesondere im dörflichen Umfeld, gar wenn mehrere solche Objekte zusammenkommen, begründet der Umbau eine Nachbarschaft, wie es Neubaugebiete nicht kennen. Beispielsweise ist das in Obermellen, Mellau, zu beobachten, das mittlerweile ein Ensemble von gut einem halben Dutzend derartiger Häuser aufweist. Die Arbeit an einem solchen Objekt nimmt Zeit in Anspruch, die Schritte zeigen sich, die Bauherren sind oft dabei, man holt sich Rat – was für ein Unterschied zu einem Neubau aus dem Katalog mit anonymen Bautrupps in rasendem Wechsel. Weiterbauen dagegen bereitet Freude, die schweißtreibenden Stunden einmal beiseitegelassen, und Gemeinschaften entstehen aus gelebter Gemeinsamkeit statt Leblösigkeit mit Schlüssellochperspektiven.

Plausibel wird das noch im Gegenteil; natürlich hat auch diese Region genügend Beispiele für Missgriffe und Bausünden. Insbesondere der beginnende Massentourismus im letzten Drittel des 20. Jahrhunderts überzog das Land mit Verheißungen, die sich als hohl erwiesen. Ein Baustil hielt Einzug, der alpin sein sollte, doch eher den Köpfen einer Tourismusindustrie entsprang. So baute man noch, als die Gäste sich schon abwandten. Der eigenen Bauart verlustig gegangen, baute man, was als »wirtschaftlich« daherkam. Verwirrung jeglichen Stilgefühls war

14 wie Anm. 13, S. 5-7

15 Hiesmayr (wie Anm. 8) und Ernst Hiesmayr, *Geschautes: Bilder einer Welt-erfahrung*, Wien u.a. 2008

16 Friedrich Kurrent, »Ernst Hiesmayr, Architekt« in: *Museums-Verein Jahrbuch*, Vorarlberger Landesmuseumsverein, Bregenz 1992, S. 174



Für die Kultur des Weiterbauens wurden umgebaute Gasträume zu Vorbildern. Der Adler in Schwarzenberg (links) steht für das Zusammenspiel von Planung und Handwerk. Architekt: Hermann Kaufmann, 1991
Bei der Krone in Hittisau (rechts) sind Architektur und Ausführung durch den Werkraum Teil des Unternehmenskonzepts. Architekt: Bernardo Bader, 2007



»Alpiner« Baustil zwischen Verwirrung und Verunstaltung. Was als Verlust sicherer Geschmacksurteile durch einen importierten Tourismusbaustil begann, mündete in der Gleichgültigkeit reinen Renditedenkens.

das Ergebnis dieser Verdrängung autochthonen Bauens durch eine mediokre Internationale. Hat dies dem sich überall sich ausbreitenden Krämergeist den Weg bereitet, oder ist es umgekehrt? Der Bauverwüstung sind jedenfalls keine Grenzen mehr gesetzt. Die Darstellung aller möglichen Baumoden in Hochglanzmagazinen oder sonstigen Medien hilft da wenig. »Die wichtigste Aufgabe des Architekten wäre es, das Potential der Räume zu erschließen ... und neue Raumnutzungen vorzuschlagen, anstatt weitere ikonische Bauten zu planen – Bauten, die Bilder sind, aber keine Orte für das reale Leben«,¹⁷ befindet der Architekturtheoretiker Ákos Morávansky.

Kultur der Dinge

Was für das Bauen gilt, gilt für den Bau gleichermaßen. Es macht einen Unterschied, ob uns ein Objekt gegenübersteht oder ein lebendiges Ding ist.¹⁸ Das Wort Ding kommt von *thing*, dem nordgermanischen Ort für die Volks- und Gerichtsversammlung. Versammeln, Sammeln: eine Bedeutung, der schon Martin Heidegger nachging. Das Ding sammelt – Bedeutungen, Geschichten, Erfahrungen. Es ist nicht etwas, das uns distanziert und gleichgültig ist. »Je weniger das ... Ding nur begafft wird, je zugreifender es gebraucht wird, um so ursprünglicher wird das Verhältnis zu ihm, um so unverhüllter begegnet es als das, was es ist.«¹⁹ Das klingt abstrakt, doch ist täglich zu erleben. Zugriff, Handhabung und Fingerfertigkeit im Umgang mit den Dingen verschwinden, der Charakter von Gegenständen verändert sich: Sie können immer mehr, sie werden uns immer unzugänglicher. Anstatt mit ihnen umzugehen, besitzen wir Objekte; anstatt sie zu verstehen, vermehren wir sie – mehr Stücke, mehr Extras, mehr Glanz.

Seit den 1950er-Jahren gilt das Auto als Paradigma der Zeit. Logisch, dass gefordert wird, Bauen müsse wie Autoproduktion funktionieren. Das Haus als Maschine ist eine Idee, die vor 80 Jahren ihre Hochzeit erlebte und bereits zehn Jahre später wieder fast verglühte; Maschinenromantik nannte sie Josef Frank 1931.²⁰ Doch tauchte diese Idee immer wieder auf; gerade heute gibt sie sich als Inbegriff des Fortschritts. So soll nicht nur das Bauen funktionieren wie die Autoproduktion – das Haus selbst soll so sein wie ein Auto: Alles auf Knopfdruck bereitgestellt, voll unter Kontrolle, kein Wunsch offengelassen. Einigermaßen kurios ist das, weil man wissen kann, dass Autohersteller viel darum gäben, könnten sie die Komplexität ihres Produkts zurückfahren.

Doch das ficht den Avantgardisten nicht an: Alles soll das Haus können, freien, ungehinderten Blick rundum haben, und wenn Geborgenheit gewünscht wird, verwandeln elektrisch getriebene Jalousien den Durchblick in dichte Wände – Perversion des Raumes, der sich ja gerade dadurch auszeichnet, dass er begrenzt ist. »Mit der Euphorie, Häuser wie Autos produzieren zu können, nahm das ganze Debakel seinen Anfang«, kommentiert Hans Kollhoff.²¹ Und kaum haben wir uns versehen, sind wir Objekte der Dinge. Doch Dinge können uns nur zu Objekten machen, wenn sie für uns nichts als Objekte sind. Gehen wir dagegen mit ihnen um, handhaben wir sie, so bleiben sie Bestandteil unseres tätigen Lebens.²²

Es ist offensichtlich, dass dies auf einen Bau zutrifft, mit dem gearbeitet wurde, ebenso wie auf einen Bau, an dem gearbeitet wird. Die im Bauernhaus einst präsente Kultur tätiger Aneignung lebt weiter, im Tun des Umbauens und bestenfalls darüber hinaus. Die Perfektion eines Industrieprodukts kann sich mit einem Gegenstand, der im geistigen und materiellen Spuren von Leben trägt, schwer messen. Es ist nicht zu übersehen: Solche Dinge schaffen Lebensqualität, die dauert. Naheliegend, dass dies zu einem nicht geringen Anteil die Attraktivität dieser Bauten ausmacht.

Das Leben im alten Bauernhaus hat in erster Linie zu tun mit der Offenheit des Unfertigen, dem eigenen Stück Land, der Möglichkeit, sich nach eigenen Bedürfnissen einzurichten, der Anregung durch Vorgefundenes, der Vielschichtigkeit der Bauten mit ihrer Geschichte, dem weiten Horizont zwischen gebundener Herkunft und offener Zukunft. Verallgemeinernd trifft auf den Lebensraum Bauernhaus zu, was der Architekturtheoretiker Kenneth Frampton über das Bauen in den Bergen feststellt: »In dieser dünnen Bergluft ... gleicht die Architektur einem Elefanten, sich langsam bewegend, teuer und schwerfällig, als Gattung ungeeignet für die abgespannte Rastlosigkeit der Konsumkultur und den dynamischen Wechsel kurzlebiger Moden.«²³ Ein altes Bauernhaus hat hier und heute wenig zu tun mit Landhausstil, mit verstaubtem Bauernmuseum, mit akademischer Brauchtumpflege. Viel dagegen damit, in einer durchgeplanten und verwalteten Welt sein Leben noch ein wenig selbst in die Hand zu nehmen. »Mit sich selbst Hof halten«, hat der französische Philosoph und Schriftsteller Michel de Montaigne das schon im 16. Jahrhundert genannt und jeden bedauert, der »keinen Platz, keinen Ort hat, wo er bei sich selbst, bei sich zuhause sein kann.«²⁴ Was Wunder, dass so viele junge Familien in den alten Häusern zu finden sind.

Auf dem Land

Auf das Besondere des Wohnens in einem Bauernhaus angesprochen, hat der Architekt Franz Riepl von der Lebendigkeit und Unmittelbarkeit des Wohnens auf dem Land gesprochen.²⁵ Das kann missverstanden werden. Es ist kaum mehr als eine Generation her, da war die Rede vom beschwerlichen und kargen Landleben, vor allem von bedrückender Enge und Erstarrung.²⁶ Dem ist aus heutiger Sicht kaum zu widersprechen, doch bemerkenswert ist: Gerade dieses Land schuf sich einst – man könnte meinen, je

drückender die Verhältnisse waren, umso mehr – ein Ventil, das ländlicher kaum sein kann: die Freiheit auf der Alp. Die beste Bestätigung für den Ruf dieser Ungezwungenheit sind die belegten Bemühungen der Obrigkeit, dem einen Riegel vorzuschieben. Es muss also auch damals etwas dran gewesen sein am Leben auf dem Land.²⁷

Was ist das Besondere am Leben auf dem Land? Eigener Lebensraum, wir und die Dinge? Ein Ort, der uns anspricht, Dimensionen eröffnet, die über das Faktische hinausgehen, der uns beteiligt und auffordert, durch unser Tun an seinem Wandel teilzuhaben? Ein Zusammenhang, den die deutsche Philosophin Ute Guzzoni mit dem Paradox beschreibt: aktives Seinlassen – Dinge in ihr Sein, ihrem Wesen gemäß, entlassen und: sie belassen.²⁸ »Seinlassen ist behutsames bauendes Verändern mit dem Andern, nicht gegen ihn oder es«, konkretisiert der Philosoph Burkhard Biella.²⁹ Das trifft das Weiterbauen an solchen Häusern. Ob Paradoxe sich für Verordnungen und Vorschriften eignen?

Bauen auf dem Land, besser: im Kontext bäuerlicher Bauten, ist zweierlei Missverständnissen ausgesetzt. Beide stehen sich diametral gegenüber und haben dennoch denselben Grund: Sie heften sich an eine festgefügte Vorstellung von dem, was bäuerlich sei. Auf konträre Weise teilen sie ihre Herkunft aus der Zivilisationsflucht.

17 Ákos Morávansky, *Mitteuropäische Raum(ge)schichten*, Leipzig 2013, S. 33

18 Bernhard Kathan, Historiker, Künstler und Kenner der Dinge im bäuerlichen Leben, stellt fest: »Das Leben mag sich wohl nur dann zu behaupten, wenn es sich Orten und Dingen mitgeteilt hat.« Aus: Bernhard Kathan, *Nichts geht verloren*, Lengwil 2006, S. 13

19 Martin Heidegger, *Sein und Zeit*, Tübingen 1963, S. 69 (1927)

20 Josef Frank, *Architektur als Symbol*, Wien 1931, S. 163

21 Hans Kollhoff (wie Anm. 10), S. 49

22 Eine kritische Theorie des Designs geht heute aus von einem »Verständnis von Produktkultur ..., das neben industriellen Artefakten auch von Konsumenten veränderte oder selbst erzeugte Produkte einschließt.« Was die Produkte bedeuten, »ist grundsätzlich kontextabhängig. Der Gebrauch schafft Sinn.« So Wolfgang Jonas in: Thilo Schwer, *Produktsprachen*, Frankfurt 2014, S. 16, 21

23 Kenneth Frampton in: Z. Kuz, W. Chramosta, K. Frampton, *Autochthone Architektur in Tirol*, Hall 1992, S. 126

24 Michel de Montaigne, *Essais. Erste moderne Geasmtübersetzung von Hans Stilett*, Frankfurt/M. 1998, S. 413

25 Florian Aicher, *Allgäu-Haus*, Rotis Forum, Rotis 1998, S. 150

26 Stellvertretend: Franz Innerhofer, *Schöne Tage*, Salzburg 1974

27 »As züt mi wiodor ue / mit Gwalt uf minno Berg. / Döt um gleich i am Rieso / Und hunna bloß am Zwerg.« Aus: *Unsere Wälderlieder*, edition bahnhof, Egg 2010

28 Ute Guzzoni, *Unter anderem: die Dinge*, Freiburg/Breisgau 2008

29 Burkhard Biella, »Ein Denkweg an den anderen Anfang des Wohnens«, in: Eduard Führ (Hg.), *Bauen und Wohnen*, Münster 2000, S. 61

Da ist auf der einen Seite, was sich seit einem Jahrhundert als Idee der guten alten Zeit, des Unverdorbenen im Sinn von Jugendbewegung und Wandervogel angesammelt hat, als man »aus grauer Städte Mauern« floh; was in der Hippie- und Öko-Bewegung der 1960er- und -70er-Jahre weitergelebt hat und heute als gefallenes Kulturgut »Landhausstil« mit Magazinen wie »Landlust« alle Auflagenrekorde bricht. Das Landleben als heitere Folge bunter, beschwingter, blumengeschmückter Bilder – Klischees, die oft nur beklemmen.

Dagegen stemmt sich auf der anderen Seite die ernste Theorie. Soweit sie sich zum ländlichen Bauen äußert, variiert sie im Grunde die Thesen von Adolf Loos für das Bauen auf dem Land, pointiert zusammengefasst in »Regeln für den, der in den Bergen baut«³⁰ (1913). Da ist der Bauer, unbeleckt vom Zivilisationsmüll des Fin de Siècle, frei von allen ästhetischen Hirngespinnsten, ganz den Notwendigkeiten des Lebens verpflichtet. »Die Landschaft kennt keine ästhetischen Kriterien. Die Notwendigkeiten der Existenzsicherung lassen wenig Spielraum für Reflexionen. Der Bauer ist der letzte, der seine Bauten und Geräte als schön bezeichnen würde«, heißt es im von Friedrich Achleitner eingeleiteten Buch »Hausverstand«.³¹

Auf der einen Seite das bukolische Treiben des Bauern, auf der anderen der Bauer als Sachwalter funktionaler oder konstruktiver Vernunft. Beides reduziert »den Bauern« auf eine Idee, beides sieht von Vermittlungen ab. Gewiss ist bäuerliches Schaffen eng an Notwendigkeiten gebunden, doch das geschieht eigentlich immer mit einer gewissen Freude an Spiel und Schmuck. Die mag bescheiden ausfallen, solange die Verhältnisse drücken, doch man leistet sich Schönes, sobald Besserung eintritt. Das scheint heute anders zu sein, doch verwechsle man das Schaffen bäuerlicher Kultur nicht mit dem Machen der durchindustrialisierten Landwirtschaft unserer Tage.

Syntheseleistung

Die industrielle Landwirtschaft ist mit ihrer einseitigen Ausrichtung das Gegenteil von lebendiger Vielfalt. Dagegen zeugen die Artefakte bäuerlichen Schaffens geradezu von sprühendem Leben – und daran erfreut sich auch der moderne Mensch. So jedenfalls sah es Josef Frank, der nicht nur die Zeit mit Robert

Musil teilte: »Alles will arbeiten ›wie der Ingenieur‹, dessen Ziele leicht erkennbar und sehr eindeutig sind, und alle anderen Werte werden vergessen. Das ist in erster Linie jene Sentimentalität, die kein Mensch loswerden kann und mit ihr die ganze Kunst, die der Maschine als Opfer dargeboten werden soll«, schrieb er.³² Und ergänzte: Das Wohnhaus habe »die Menschen zu beglücken und in jedem seiner Teile zu deren Vergnügen beizutragen.«³³ Vergnügen – nicht bloß Nutzen! Dazu gehört Zierde: »Jeder Schmuck ist Ausdruck von Spielerei, zu deren Herstellung und Genuss Zeit gehört.«³⁴

Die Einheit von Bau und Einrichtung ist typisch für das Bregenzerwälderhaus und schließt Bauschmuck und Ornament selbstverständlich ein. Ob das Haus farbig bemalt oder verschildelt wird; ob ein Fenster selbst ein Zierstück ist oder durch einen Giebel überhöht und mit Zahnleisten reich profiliert wird, desgleichen Ortgang oder Wurf (→S. 178); ob die Schalung des Schopfes geschwungene Abschlussbretter erhält oder die Stützen Schwellung und Riemchen; von den reich geschmückten Möbeln nicht zu reden – bemerkenswert fachkundig gibt das bäuerliche Handwerk seinen Werkstücken etwas Eigenes, Besonderes mit. Raffinesse und Eleganz stehen hoch im Kurs und selbst reduziert ist jedes Stück ein Individuum. Aus dieser Haltung entwickelte sich eine Handwerkskultur, die seit einem Vierteljahrhundert mit dem Werkraum Bregenzerwald weltweit von sich reden macht.³⁵ Eine Kultur, die ihrerseits diesen Häusern angemessen ist: Mit der Fähigkeit, auf den konkreten Fall zu reagieren, Können in der Improvisation zu entfalten, zeigt sich eine Wesensgleichheit mit solch einem Haus. Erfahrung und Übung sind beim Umbau genauso gefragt wie Innovation und Risikobereitschaft.

Das Vermögen, individuell zu reagieren, liegt in der Aufgabe begründet. Durchaus fraglich ist, ob industrielle Bauorganisation dieses handwerkliche Vermögen ersetzen wird. Fragwürdig ist auch die heute verbreitete Vorstellung von Planung, wie sie sich in der Folge des Bauhauses entwickelt hat. Geht sie doch davon aus, jede (!) Bauaufgabe neu zu denken, Tabula rasa zu machen, ohne Sentimentalität von Grund auf neu zu konstruieren, dem Verstand zu unterwerfen und in einem rationalen Plan vorwegzunehmen, was Wirklichkeit werden soll. »Eine neue Architektur. Eine ungeheure, blitzeschleudernde, brutale Entwicklung hat die Brücken zu der Vergangenheit abgerissen«, so pries sie schon Le Corbusier mit dem ihm eigenen Pathos.³⁶ Offensichtlich ist,



Die Gliederung ist grundlegend für räumliche Gestaltung: In der Landschaft genauso wie im Haus.

dass man damit an alten Häusern scheitern muss. Wer freilich meint, es habe sich seit Corbusier Grundlegendes verändert, der irrt. Die derzeitige energetische Mobilmachung versteht Erneuerung kaum anders, folgt einer nun schon 100 Jahre alten Moderne, Maschinenromantik inbegriffen – besserem Wissen zum Trotz.³⁷

Demgegenüber gilt festzuhalten: Jeder Schematismus scheitert an der Komplexität eines Bregenzerwälderhauses. Da gibt es Typisches, zu Dingen gewordene Lebenserfahrung, etwa den Wohnteil, das vorzugsweise erhalten, geschont, verfeinert wird. Daneben gibt es Raumgebilde, vorwiegend die Bergeräume (Lager für Futter und Stroh), die gänzlich neu interpretiert werden. Schließlich ein Dach, das diese Mannigfaltigkeit an Raumqualität zusammenfasst, sowie die Gestalt des Ganzen, die manches, aber gewiss nicht alles verzeiht.

Zu fordern wäre eine Planung, die dieser Vielfalt gerecht wird. Die Idee eines »aktiven Seinlassens«³⁸ käme dem entgegen, was freilich immer noch eine Herausforderung für die Architektenzunft selbst ist. Ähnlich sah es der Schweizer Soziologe Lucius Burckhardt, der empfahl, den kleinstmöglichen Eingriff ins Kalkül zu ziehen.³⁹ Der heute verbreiteten Architektur mit all ihren Purzelbäumen ist Derartiges ganz fremd – Auffallen ist alles, selbst wenn Beschränkung vorgegeben wird. Dagegen: Mit den Dingen statt gegen sie zu arbeiten (und zu planen) heißt immer, eine Syntheseleistung zuwege bringen, was eine besondere Zurückhaltung einschließt. Wie wenig umstürzend das ist, zeigt nochmals Josef Frank: »Wer heute Lebendiges schaffen will, der darf nicht auf Grund irgendeines Prinzips Dinge vernachlässigen und beiseiteschieben.«⁴⁰

30 »Regeln für den, der in den Bergen baut«, in: Adolf Loos, *Trotzdem. Gesammelte Schriften 1900–1930*, Wien 1982, S. 120 (1931)

31 Zentralvereinigung der Architekten – Landesverband OÖ (Hg.), *Hausverband: Beispiele neuer Architektur im Mühlviertel*, Salzburg u.a. 2004, S. 6

32 Josef Frank, wohl einer der undogmatischsten Vertreter der Moderne, in: *Architektur als Symbol*, Wien 1931, S. 8 f.

33 ebenda, S. 174

34 ebenda, S. 150

35 Florian Aicher, Renate Breuß, *eigen + sinnig, Der Werkraum Bregenzerwald als Modell für ein neues Handwerk*, München 2005

36 Le Corbusier, *Städtebau*, Stuttgart 1929, S. X (frz. Originalausgabe 1925)

37 »Gesamtenergetisch gesehen kann kein noch so schlaues Plusenergiehaus ein intelligent umgebautes und ertüchtigtes Bestandsgebäude schlagen.« Andreas Hild in: *Architektur-Fakultät der TUM (Hg.), Münchner Architektur-Programm 07/08/2014*

38 Seinlassen: Weniger unterlassen, vielmehr etwas belassen, woraus sich Gelassenheit ergeben kann, eine Lässigkeit, die alles, aber bloß nicht nachlässig ist.

39 »Jeder Übelstand sollte mit derjenigen Strategie bekämpft werden, die den dafür kleinst-möglichen Eingriff darstellt und damit am wenigsten unerwartete und schädliche Folgen hat. Früher war Sparsamkeit ein Regulativ.« Aus: Lucius Burckhardt, *Der kleinstmögliche Eingriff*, Berlin 2013, S. 148 (Manuskript 1997–81)

40 Frank (wie Anm. 32), S. 171